

**KULTURELLE ABSTÄNDE.
ÖSTERREICH UND UNGARN IM SPIEGEL
VON ROBERT MENASSE UND PÉTER ESTERHÁZY
AUF DER FRANKFURTER BUCHMESSE**

ZOLTÁN PÉTER

Wien
Österreich

Der Beitrag liefert Überlegungen und ein Fallbeispiel zu einer künftigen umfassenden Studie, deren Ziel darin besteht, Unterschiede der ungarischen und österreichischen Kultur zu erschließen und transparent zu machen.¹ Der auf ein bestimmtes Thema angewendete Blick und seine Erkenntnisse hängen gewiss nicht nur mit der dem betreffenden Subjekt zukommenden Position im Wissenschaftsfeld maßgebend zusammen, sondern auch mit seiner kulturellen Zugehörigkeit. Der so genannte Migrationshintergrund, mit dem in Europa lediglich ein relativ geringer Anteil der ForscherInnen am Werk ist, definiert sich als ein Sonderfall herkömmlicher kultureller Zugehörigkeiten. Die Beschreibung dieses Sonderfalls als Typus bildet den Gegenstand des ersten Teils der Abhandlung.

Schlüsselwörter: Robert Menasse, Péter Esterházy, Frankfurter Buchmesse, ungarischen und österreichischen Kultur

Zum 60. Geburtstag von Pál Deréky

Alle Menschen lassen sich durch den Ort charakterisieren, an dem sie situiert sind. Der Habitus eines Individuums oder die *durchmischende Farbe* eines Lebenslaufes, d. h. eine körperliche Gestalt angenommen habendes und daher sich nur zögernd änderndes Wahrnehmungsmuster einer Person, kann – trotz aller Postmodernität – nicht als „wurzellos“ betrachtet werden. Es ist daher der Habitus, der den unter neue soziale Umstände geratenen Wanderer auf externe Anweisung sich nicht integrieren lässt. Er ist es, der es bewerkstelligt, dass man (vor der Globalisierung insbesondere, derzeit etwas weniger) etwa den typischen russischen oder amerikanischen Zuwanderer auch nach längerem Aufenthalt in dem einen oder anderen Teil Europas allein an seinem Gang, geschweige denn an seiner Kleidung, an den Essgewohnheiten auf Anhieb erkennt.

Menschen können zwar nur virtuell zugleich in mehreren physikalischen Räumen und Zeiten anwesend sein, doch MigrantInnen bewegen sich jahre- oder sogar lebenslang zugleich in zwei oder mehreren Räumen: in einem verlassenen und

einem neu betretenen Ort. Sie bewegen sich in einem bis zu der Auswanderung in beachtlichem Maß inkorporierten, aber auf einen Schlag physisch inexistent gewordenen, in symbolischer Hinsicht jedoch weiter bestehenden Raum. So geraten sie zu Beginn ihres neuen Aufenthaltes in eine vielschichtige Orientierungslosigkeit. Mit der Zeit bildet sich bei jenen, die als Jugendliche oder Erwachsene ihren ursprünglichen Ort verlassen haben, eine Art Zwischenraum aus, eine aus den verlassenen und betretenen Kulturen herrührende Mischung von Welten; es bildet sich ein Habitus aus, der bestimmte Eigenschaften der beiden Kulturen hin- und rückübersetzend eine gesunde Einheit zu erzeugen versucht. MigrantInnen verfügen über einen Blick, für den die Eigenschaften der alten und neuen Heimat, sprich: die Charakteristika zweier Länder, sich grundlegend anders gestalten als für die, die einen solchen Ortswechsel nie vollzogen haben.

Das Leben im Raum zwischen den Kulturen gestaltet sich eher selten freiwillig und es verläuft auch nicht immer reibungslos. Manchmal nimmt es unbewusst die Gestalt einer Tugend oder einer Not an und öfters konstituiert es sich wahrscheinlich als Tugend aus der Not.

Die Landung zwischen zwei Kulturen (oft genug auch zwischen zwei Stühlen) bringt meistens ein bewusstes oder unbewusstes Reflektieren mit sich. Dieses Da-Zwischen-Sein definiert sich allerdings selten als eine statistische Mitte. Migrantinnen wandern vielmehr zwischen zwei oder mehreren Kulturen hin und her. Manchmal fühlen sich mehr der einen, ein anderes Mal mehr zur anderen Kultur hingezogen. Dieses Zugehörigkeitsgefühl ist jedoch vielfach von der hier oder dort verbrachten Zeit, der Praxis und von den politischen, sozialen Faktoren am ursprünglichen bzw. neuen Ort abhängig.

Das Bemühen um eine objektive Perspektive zwischen den Kulturen muss freilich auch für KulturwissenschaftlerInnen mit Migrationshintergrund eine niemals restlos realisierte Zielsetzung bleiben. Wobei die Perspektive des Subjekts von der Mitte heraus theoretisch eine optimale Ausgangsbasis zu implizieren scheint. Ein solcher Blick, da er zwingend *anderswoher* kommt, gestaltet sich auf jeden Fall anders als bei denen, die über die Erfahrung eines dauerhaften Ortswechsels nicht verfügen.

Nochmals: Die Menschen lassen sich durch den Ort charakterisieren, an dem sie situiert sind, sie sind aber dadurch weder restlos erfasst noch determiniert: „Als determiniert (im Elend) kann der Mensch alle Determinationen erkennen (Größe erwerben) und an ihrer Überwindung arbeiten. Paradoxe, die alle ihre Grundlage haben in dem Privileg der Reflexivität: [...]“²

Ausgangsbasis der eigentlichen Studie

Ob mit oder ohne Migrationshintergrund scheint es auf jeden Fall erkenntnisbringend zu sein, zum Beispiel eine Kulturgeschichte Ungarns und Österreichs des 20. Jahrhunderts vergleichend zu erstellen. Man könnte hierzu programmatische und einflussreiche Texte oder Reden (literarische, politische Vorträge, Proklamationen, Festreden und auch populäre Songs) zusammenführen und im Kontext ihrer Zeit und ihres sozialen, kulturellen Raumes interpretieren.³ Zwei Länder, die wie Ungarn und Österreich miteinander immer schon eng vernetzt waren, d.h. entlang der miteinander geführten Rivalitäten, der Zusammenarbeit und der Ignoranz (auf allen sozialen Ebenen) bezüglich ihrer kulturellen Unterschiede, zu erschließen, ist mit dem Endziel verbunden, ihr jeweiliges kollektives kulturelles Dasein oder ihre Identität zu erschließen.

Der folgende Aufsatz kann sich lediglich auf die Interpretation von zwei Texten der 1990er Jahre konzentrieren. Die beiden ausgesuchten programmatischen Texte stammen von zwei namhaften zeitgenössischen Schriftstellern – von Péter Esterházy und Robert Menasse. Die Fragestellung, welches Bild die beiden Schriftsteller in ihren Eröffnungsreden bei der Frankfurter Buchmesse über das Land, in dem sie leben, transportieren bzw. welche länderspezifische Unterscheidungsmerkmale sich aus ihren Texten ableiten lassen, wird von folgender Hypothese begleitet: Die ungarischen avantgardistischen Literaten und Künstler der Zwischenkriegszeit waren in der häretischen Phase ihrer Laufbahnen radikaler als die österreichischen. Genauer: Jene Schriftsteller, die im literarischen Feld der Kleinproduktion (und nicht der Massenproduktion) Ungarns unumgängliche reformistische Erneuerungen eingeführt haben, wie zum Beispiel Lajos Kassák und einige seiner Anhänger in den 1920er Jahren, gingen in ihren Ansätzen extremer, antitraditionalistischer und zugleich modischer vor als die vergleichbaren österreichischen Schriftsteller und auch Künstler; modischer im Sinne, dass sie die international gerade trendigen Ismen (Dadaismus und Konstruktivismus) deutlich stärker rezipierten als die österreichischen Avantgardisten – als zum Beispiel Robert Müller, um nur den bekanntesten zu nennen. Wobei kurioserweise gerade dort, wo das Terrain für radikale Erneuerung weniger geeignet zu sein scheint, nämlich in Wien, ein Großteil der ungarischen Avantgarde entstand.

Literaturreformer wie Robert Musil oder der alles Neue vernichtende Häretiker Karl Kraus sowie die überwiegende Mehrheit der Architekten Österreichs spielten mit der Avantgarde nicht mit oder lehnten diese gänzlich ab. Zwei Momente (deren Hintergründe noch immer ziemlich rätselhaft sind), eine gewisse Vorsicht gegenüber den neueren und neuartigen Tendenzen in Europa (wie insbesondere gegen den Dadaismus und Konstruktivismus) und die Suche nach der Synthese zwischen Tradition und Avantgarde, spielten im Kulturleben Wiens der 1920er Jahre eine zentrale Rolle.⁴ Und (die neoavantgardistischen Tendenzen vorerst bei

Seite lassend) auch mit dem Aufkommen der Postmoderne, scheinen wieder die ungarischen Schriftsteller die extremeren und zugleich die *modischeren* gewesen zu sein. Der symbolisch dominierende Pol des ungarischen Literaturbetriebs (mitunter von Péter Esterházy belegt) wurde in den 1990er Jahren insbesondere seitens der Kritiker von einem regelrechten Enthusiasmus für die Postmoderne erfasst. Eine vergleichbare Begeisterung (ähnlich wie seinerseits gegenüber dem Dadaismus und Konstruktivismus) blieb in Österreich im Prinzip aus.⁵ In der Kurzbeschreibung ihres Buches schildert Andrea Kunne die Situation wie folgt:

Trotz der starken Präsenz der Postmoderne in der österreichischen Literatur hat sich die österreichische Literaturwissenschaft nur äußerst zurückhaltend an der Postmoderne-Debatte beteiligt. Stärker noch als in der Bundesrepublik Deutschland, wo Wolfgang Iser als einer der ersten einen wichtigen Beitrag zur internationalen Diskussion über die Postmoderne geliefert hat (der zusammen mit der kritischen Position von Jürgen Habermas zu einem beachtenswerten Diskussionsstand geführt hat), gab es in Österreich lange Zeit nur Abneigung gegenüber den Begriffen 'Postmoderne' (als kulturelle Strömung) bzw. 'Postmodernität' (als weltweites philosophisches, politisches und soziales Phänomen). Ein wichtiger Grund für diese Haltung liegt in der bedeutenden Tradition der 'Wiener Moderne', der gegenüber die postmoderne Spielerei nach Ansicht der Kritiker doch nur eine Verfallserscheinung darstellen konnte. Erst in den letzten Jahren hat man diesen Standpunkt verlassen [...].⁶

Péter Esterházy: Über Alles

Péter Esterházy's äußerst satirische Eröffnungsrede zur Frankfurter Buchmesse im Jahr 1999 spielt mit der Titelwahl selbstverständlich an die Nationalhymne Deutschlands an, was wohl eine gewisse Anknüpfung an die deutsche Kultur bedeutet. Im Text kann dies an mehreren Stellen auch nachgewiesen werden, wobei die Anzahl der Anknüpfungen an die ungarische Kultur naturgemäß deutlich größer ist.

Seine Rede begann er in ungarischer Sprache. Er wollte offenbar den Klang der Sprache spüren, die Nation dadurch zu Wort kommen lassen. Er wollte weiters seine eigene Aussprache in Differenz zu der deutschen akzentuieren. Und schockieren wollte er natürlich auch. Der zweite Absatz (der erste deutsche) streicht die Eigenschaft der Ungarn als ein lächelndes, glückliches Volk heraus. Damit thematisiert er einen Umstand, der für die 1990er Jahre durchaus zutrifft, da das Land sich in der Zeit noch in einer euphorischen Aufbruchsstimmung befand.

Solang ich ungarisch gesprochen habe, konnte ich beim bloßen Hinschauen erkennen, wer ein Ungar ist. Ein schönes Gefühl. Ein Ungar ist jemand, der lacht, habe ich feststellen können. Jemand, dessen Augen voller Verstand blitzen. Der Ungar also ist glücklich. Das ist die erste Runde der Vorstellungen und Selbstbestimmungen. Die Ungarn, ein heiteres, gutgelauntes Volk – mag doch Johann Gottfried (von) Herder sagen, was er will.⁷

Herders düstere Prognose lautet übrigens wie folgt:

Wahrscheinlich saßen sie [Madjaren] zuerst im Lande der Baschkiren, zwischen der Wolga und dem Jaik; dann stifteten sie ein ungrisches Königreich zwischen dem Schwarzen Meer und der Wolga, das sich zerteilte. [...] [J]etzt stürzten sie aus Pannonien in Mähren, Bayern, Oberitalien und verwüsteten greulich; mit Feuer und Schwert streiften sie in Thüringen, Sachsen, Franken, Hessen, Schwaben, Elsaß bis nach Frankreich und abermals in Italien hinein, zogen vom deutschen Kaiser einen schimpflichen Tribut, bis endlich teils durch die Pest, teils durch die fürchterlichsten Niederlagen ihrer Heere in Sachsen, Schwaben, Westfalen das deutsche Reich vor ihnen sichergestellt und ihr Ungarn selbst sogar zu einem apostolischen Reich wurde. Da sind sie jetzt unter Slawen, Deutschen, Wlachen und andern Völkern der geringere Teil der Landeseinwohner, und nach Jahrhunderten wird man vielleicht ihre Sprache kaum finden.⁸

Im dritten Absatz komprimiert Esterházy mindestens vier Sachverhalte zusammen: „Mir hat niemand, kein einziges Wesen, gesagt, daß ich hier deutsch reden soll. Was die Ungarn betrifft. Wäre das noch verständlich, sie sind kein Volk von Organisatoren. Aber die Deutschen, so heißt es zumindest in den Parodien, sagen gerne, wie etwas zu sein hat.“ Er teilt also mit, dass er nach Frankfurt von den Organisatoren der Buchmesse (und nicht von den ungarischen Kulturverantwortlichen) eingeladen worden sei und obwohl (im Gegensatz zu den Ungarn) die Deutschen gute Organisatoren seien, habe ihm niemand gesagt, in welcher Sprache er vorzutragen solle. Damit erinnert er an eine der stillschweigenden Selbstverständlichkeiten, wonach ein Festredner zum Beispiel in Frankfurt auf Deutsch oder höchstens noch auf Englisch vorzutragen habe. Er erinnert also an den grundlegenden Unterschied, an die Macht bzw. Ohnmacht zweier Sprachen bzw. Nationen innerhalb Europas. Er bringt dazu im nächsten Absatz noch ein Beispiel. Die offizielle Erwartung sei seitens der Deutschen groß: „In einem der offiziellen Briefe lese ich zum Beispiel, daß von diesem *kleinen* Land Ungarn sowohl literarisch als auch politisch eine aufregende Vorstellung zu erwarten sei: selbst den Eisernen Vorhang hätten wir einst zerrissen.“ Doch da die Sprache es nicht zulasse, Deutschland „groß“ zu nennen, so müsse man es mittelmäßig nennen: „Das große Deutschland? Das klingt nicht gut, und auch die Franzosen würden gleich murren.“

Wenn es nicht klein ist und auch nicht groß, ist es offensichtlich mittelmäßig. Mittelmaß. Da haben wir es: zufällig ist es rausgerutscht, die kleinen Ungarn – und schon erstickt Deutschland im Mittelmaß! Mittelmaß und Wahn.“

Ich schließe nicht aus, dass Esterházy's Anspielung auf den deutschen Ordnungssinn und dazu die Auslegung des Mittelmaßes als Wahn auch an die Geschehnisse im Zweiten Weltkrieg, an die organisierten Verbrechen erinnert oder gar vor zu viel Ordnung mahnt.

Die Ungarn wären, so die nächste Eigenschaft, hochmütig und überheblich, sie glaubten, sie wären sprichwörtlich etwas Besonderes: „extra hungariam non est vita, si est vita, non est ita.“ Er zitiere auf Lateinisch deshalb, merkt er an, weil eigenwilligerweise etliche Sprichwörter über Ungarn auf Lateinisch vorkämen.

Zwar hätte jedes Land seine guten und schlechten Seiten, seine „Glorie“ und seine eigenen Schriftsteller, „[a]ber nicht alle haben einen Kosztolányi, einen Krúdy, einen Karinthy, um nur die mit dem Buchstaben K zu erwähnen. Den Buchstaben K haben aber (fast) alle. Zum Beispiel Künter Krass.“

Im nächsten Absatz spricht er einige Gegensätze zwischen den Ost- und Westeuropäern an und hebt eines ihrer aktuellen gemeinsamen Merkmale hervor. Die Westeuropäer seien auf das „unreflektierte ost-europäische Gejammer, diese sentimental-moralischen Verletztheiten“ nicht neugierig. „Und dort mag man nicht, daß man es hier nicht mag. Und überhaupt: wir mögen nichts vom Leiden hören, vom Leider [sic!] der anderen: am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ziemt es sich nicht, zu leiden. Das verbindet Frankfurt, Leipzig und Budapest.“

Der 15. Absatz (von insgesamt 44) hebt weitere Gegensätze hervor. Die Ungarn fühlten sich schon seit der Zeit der Türkenkriege beleidigt:

Tief ist der Brunnen der Vorwürfe. Unsererseits haben wir die Türken schon im siebzehnten Jahrhundert mit unseren bloßen Händen aufhalten müssen – obwohl sie damals nicht einmal die doppelte Staatsbürgerschaft besaßen –, wir waren die letzte Trutzburg, das Bollwerk des Abendlandes, während ihr Euch Eurerseits vermehrt und den Klugen markiert habt. Na, und was war der Dank dafür? Einen Dank gab es nicht.

Und im 20. Jahrhundert. setzten sich die Probleme nur fort:

Niedergetrampelt ward manch eine unserer schönen Revolutionen, zerstückelt ward dies Land (oder sollte ich das vielleicht lieber in Paris vortragen?), und dann sind wir auch 1945 allein geblieben, erinnern wir uns nur an Churchills legendär zynische Zettel, als wären sie Pferdehändler, verhandelte er zu zweit mit Stalin über unser Leben, und bitte, auch 1956 hat es Euch beliebt, uns im Stich zu lassen, dann beliebte es Euch, allerlei kommunistischen Mördern die Hände die Hände zu schütteln (auch wir haben Hände geschüttelt, auch wir haben uns im Stich gelassen – darum reißen wir jetzt den Mund so weit

auf), aber dann, als wir vor zehn Jahren Eure östlichen Brüder aus dem Ostern hinausgelassen haben, das war Euch recht, nicht wahr?, alle haben erschüttert geschluchzt, denn erinnert Euch nur, damals wart Ihr noch Brüder und ein Volk.

Im 17. Absatz kommt es zur Betonung von zwei weiteren skurrilen Eigenschaften, die sich bewusst widersprechen. Ungarn wäre ein Land der Literatur.

Eine literarische Nation. Was bedeutet das? Abgesehen davon, daß es, unter uns gesagt, nichts bedeutet, bedeutet es viel und Verschiedenes, bei der Auslegung dieses Begriffs können wir, Ungarn, auf eine reiche Tradition zurückblicken. [...] Nun also, Ungarn ist eine literarische Großmacht, nur seine Sprache, die ist ein Kerker.

Im nächsten Absatz empfiehlt er ein den vorhin ausgesprochenen Widerspruch multiplizierendes Programm: einen Ungarischkurs für das deutsche Volk, im Zuge dessen das Volk über die ungarische Geschichte und Literatur aufgeklärt wäre. Hierbei würde man die Klassiker kennen lernen: mithin Péter Pázmány, Mihály Csokonai Vitéz. „Dann aber müßten Sie die Namen Weöres – Pilinszky – Ottlik – Mészöly – Mátyás – Nemes Nagy – Szentkuthy so auswendig können, wie Rahn – Morlock – O. Walter – F. Walter – Schäfer. (Einzelheiten lassen wir jetzt beiseite).“ Mehr noch: Ein solcher Kurs trüge auch dazu bei, ein neues Glücksgefühl zu empfinden. Der Kursteilnehmer käme durch den Ungarischkurs in den Besitz eines ihm bislang unzugänglichen Nationalstolzes und Heimatliebe.

Seien Sie Ungarn und freuen Sie sich darüber! Damit könnte diese herbstliche Woche einen schönen Verlauf nehmen! Vor lauter Nationalstolz würden Sie nur so strotzen! Das ist bei den Deutschen ohnehin immer problematisch, irgendwie können sie ihr Land nicht aus vollem Herzen lieben, ständig müssen sie kompensieren! Ein Esel schilt den anderen Langohr.

In den folgenden Absätzen nimmt Esterházy etwas von der parodistischen Darstellungsweise zurück und beginnt so etwas wie Farbe zu bekennen. Er zählt ein paar Namen der neueren und zeitgenössischen Literatur auf, benennt ihre Stärke und erinnert daran, dass die ungarische Literatur doch nicht so gut sei, wie er anfangs gesagt habe, und auch daran, dass Lesen eine fröhliche Wissenschaft sei, an der man allerdings untergehen könne.

Ungarn sei „[e]in Land der Literatur, habe ich gesagt. Aber das soll nicht nur als Parodie verstanden werden.“ Zwar entstand vor lauter Widerstand zum Bestehenden zur Genüge schlechte Literatur, aber auch gute:

Ich möchte unsere Literatur an dieser Stelle nicht übermäßig loben. Sicher, auch meine Eier haben zwei Dotter. Auf Ungarisch geht dieser Spruch so, daß jeder Zigeuner das eigene Pferd lobt. Auf Ungarisch bin ich dieser jeder Zigeuner. Und auch das Pferd. Und gleich

auch Nietzsche, der das Pferd beweint. Jedes Wort ist ein Vorurteil.
[...]

Ich möchte keine Namenslisten vorlesen, doch an wen ich auch danken mag, immer finde ich diesen feinen Widerstand, der, sagen wir, in einem endlosen Satz von Nádas oder Krasznahorkai steckt, oder in einem Absatz von Tandori, aber ich werde wirklich keine Namensliste vorlesen, möchte nur noch Miklós Mészöly erwähnen, als *primus inter pares*, seine festen Textoberflächen, die den Sonnenschein so zurückwerfen, daß man hinterher lange mit tränenden Augen blinzeln muß. Der Wahlspruch von Mészöly ist: Mit dem Kopf gegen die Wand rennen, und dann weiter, durch den offenen Spalt hindurch!

An dieses Weiter und an dieses Blinzeln erinnert mich unsere Literatur in ihren besten Augenblicken. Den Leser erinnert sie daran, daß er ein Leser ist. Nicht ein Käufer, nicht ein Opfer der Werbung, nicht ein Freizeitverbraucher. Und sie erinnert ihn daran, daß es eine fröhliche Wissenschaft ist, ein Leser zu sein, und dabei geht es immerhin um eine Fröhlichkeit, an der man zugrunde gehen kann. Auf eine solche schwere Heiterkeit lenkt sie die Aufmerksamkeit, darauf, daß es großartig ist, zu lesen: ein Leser zu sein, ist eine große Angelegenheit.

Um ein auch hier verständliches Beispiel zu nennen, ist es in unserer Literatur der Roman von Imre Kertész, der uns sagt, dass das Leben schön sei. Zumindest lese ich ihn meinerseits so.

Mit all dem habe ich etwas übertrieben, da ist wieder das Pferd des Zigeuners. So gut ist die ungarische Literatur auch wieder nicht. Ihre Möglichkeiten aber sind in etwa so. Sie hätte gern, daß dort, wo sie sich befindet, wie in den Überschriften auf alten Landkarten geschrieben steht: *hic sunt leones*. Das möchte natürlich jedes Sandkorn und jedes gute Buch: Metro-Goldwyn-Mayer.

Robert Menasse: „Geschichte“ war der größte historische Irrtum

Robert Menasses Ansprache fiel 1992 auf der Buchmesse geradezu als Antipode zu der von Esterházy aus: Sie ist sehr ernsthaft und pessimistisch. Wenn es nach ihm ginge, wäre der Menschheit nicht mehr zu helfen, sie sei bedroht und sie drohe sich selbst. Doch: „Die Autoren, die Literaten insgesamt sind nicht bedroht. Die Erfolge dieser Messe beweisen es.“⁹ Das Geschäft mit dem Schönen scheint also gut zu laufen.

Zwar soll es einen gewissen Fortschritt auf der Welt geben, aber nicht im Sinne eines historischen Fortschrittes, wie ihn die Aufklärung vorgab. „Denn dieser Fortschritt beruht auf dem Vergessen der Geschichte.“ Jedoch, wie der Spruch ei-

nes gewissen Amsterdamer Rabbis es bereits vor dreihundert Jahren auf den Punkt gebracht haben soll,

[w]as einmal wirklich war, bleibt ewig möglich“. Wahrscheinlich unabhängig davon, so Menasse weiter, kreierte auch Adorno im Zusammenhang mit den grausigen Geschehnissen in Auschwitz bekanntlich den Satz: „Was einmal wirklich war, bleibt ewig möglich.“¹⁰

Für Menasse sind die zwei Sätze erstaunlich identisch, der Unterschied liege einzig und allein darin, dass er heute bedrohlicher klinge. Mit diesen Sätzen lenkt Menasse das Thema in die Richtung des Faschismus im Allgemeinen und die Aufmerksamkeit auf Österreich, konkret auf die Briefbombenserien, die in dieser Zeit drohen.

Anschließend greift er die Diskussion um das Thema der Geschichte und ihr mögliches Ende auf, das seit 1992, seit der deutschsprachigen Auflage von Francis Fukuyamas Buch „Das Ende der Geschichte“, zu einem der großen Themen der Intellektuellen wurde. „Vielleicht war ‚Geschichte‘ der größte historische Irrtum der Menschheit.“ Er räumt ein, wenn der Geschichtsbegriff einen Prozess bezeichne, „der ein Ziel habe, das man erkennen und auf das man schließlich bewußt hinarbeiten könne“, sei dies destruktiv. Denn ein derartiger Zugang „hat aus dem Kreislauf simplen biologischen und sozialen Lebens von Menschen auf diesem Planeten jene Abfolge von Greuel in immer neuer Qualität gemacht, die wir als ‚Geschichte‘ studieren und gleichzeitig verdrängen.“¹¹ Daher wäre es höchst notwendig, den Geschichtsbegriff so schnell wie möglich zu verabschieden, so auch den österreichischen Leitsatz:

Wir haben aus der Geschichte gelernt: Nie wieder Anschluß, nie wieder Faschismus! Was ist in diesem Satz alles verdrängt und vergessen! Etwa, daß Österreich historisch nicht erst einen ‚Anschluß‘ brauchte, um faschistisch zu werden. Und welche Möglichkeiten eröffnet dieser Satz für die Zukunft? Zumindest die, daß wir keinen Faschismus als ‚faschistisch‘ bezeichnen können oder müssen, der die staatliche Souveränität Österreichs unangetastet läßt.

Das ist eine ‚Lehre aus der Geschichte‘? Ja. Aber sie zeigt nicht, daß die Schüler dumm sind, sondern daß ‚die Geschichte‘ eine schlechte Lehrerin ist.¹²

Jede „Lehre aus der Geschichte“ sei also „dürftig“ und jedes „Geschichtsziel“ sei rein spekulativ. Geschichte gehöre also abgeschafft. Denn ohne Geschichte wären wir endlich schlichte Zeitgenossen, ohne die Laster der Vergangenheit und ohne Bedrohung der Zukunft.

Derzeit betrachten sich, so führt Robert Menasse aus, westliche Demokratien als Avantgarde, und das insofern, indem sie vorgeben, einen rein pragmatischen

und keinen ideologischen Zugang mehr zur Lösung der gesellschaftlichen Probleme zu haben. Nur, dieser Pragmatismusansatz, der momentane Diskurs über das Ende der Geschichte, sei auch historisch geführt. Der sich als „ideologiefrei“ schmückende „Pragmatismus“ des Westens, „der sich selbst als Vollendung der Geschichte sieht, nimmt allerdings kaltblütig die Möglichkeit eines Endes in Kauf, das niemand wirklich wollen kann: nämlich das Ende allen menschlichen Lebens auf diesem Planeten“.¹³ Das deshalb, weil man noch immer davon ausgehe, dass durch die Vernunft alles machbar sei. „Machbarkeitswahn ist tatsächlich zur ewigen Bedrohung geworden.“¹⁴

Interpretationen

Obleich die Autoren für die Festrede von den zuständigen staatlichen Einrichtungen oder von den Veranstaltern der Buchmesse ausgewählt wurden, ist ihnen auf jeden Fall eine hohe, etablierte Position im literarischen Feld ihres Landes und darüber hinaus gemeinsam; genauer: Positionen sowohl im nationalen als auch im transnationalen Feld der symbolisch bestimmenden und ökonomisch unterlegenen Literaten wie auch im intellektuellen Feld.

Wobei aufgrund der Themenwahl und des Stils Robert Menasse deutlich stärker in Letzteres involviert ist.

Nach Menasses Auslegung erwartet man sich von einem Festredner viel zu viel. Man erwarte von ihm, dass er wie ein „Rindvieh“ über die Bedrohung der Menschheit und zugleich über die möglichen Lösungen der bestehenden Probleme spreche. Péter Esterházy dürfte damit etwas leichter umgehen, da er meint, dass es manchmal peinlich sei, ein Festredner zu sein. Trotz durchklingender Vorbehalte nehmen doch beide Schriftsteller die Rolle des Festredners auf sich und reden über ihr Land. Während Esterházy zahlreiche historische und literaturgeschichtliche Details über Ungarn aufzählt, erwähnt Menasse Österreich nur im Zusammenhang mit dem Nationalsozialismus. Er redete mehr über globale als über nationale Fragen. Keiner der Redner hat es andererseits versäumt, zumindest in den Abschlussätzen der Ansprache auf ihre eigentlichen Interessen, nämlich Schriftsteller zu sein, Bezug zu nehmen. Robert Menasse tut dies, indem er die Geschichte des von ihm zitierten Rabbis, der sich verzweifelt die Frage stellt „*Wie – ? Wie kann ich – ?*“ (das Leben künftig meistern), literarisch abrundet und indem er – wohl an Thomas Bernhards *Holzfällen* anspielend – betont: „Unser Schreiben ist ein lautes Singen in finsternen Wäldern. Dieses Singen soll uns die Angst nehmen, nicht Ihnen. Es sind Poetische Wälder – Gefallen findet, wer sie gefällt.“

Esterházy kehrt zu seiner eigentlichen Rolle zurück, indem er am Schluss von der Redewendung „wir Ungarn“ abgeht und, auf seinen kurz vor dem Druck ste-

henden Roman (*Harmonia Caelestis*) anspielend, das „Wir“ mit seiner Person und der Figur des Vaters (der übrigens als vielschichtige, mitunter als Heimatland zu verstehende Figur in seinem Roman eine zentrale Rolle spielen sollte) substituiert: „Wir danken, mein Vater und ich danken für Ihre Aufmerksamkeit.“

Beide Schriftsteller haben ihre eigene öffentliche Aufgabe offenbar blendend erfüllt, das taten sie aber sehr unterschiedlich: Während bei Esterházy die Zuhörerschaft sich mehr amüsieren durfte, wurde sie bei Menasse unmittelbar an das Elend menschlichen Daseins erinnert. (Ob und inwiefern die Fröhlichkeit Esterházy's im Endeffekt auch auf ein gewisses Elend menschlichen Daseins hinausläuft, sei dahingestellt. Er hat in seiner Ansprache auf jeden Fall darauf hingewiesen. Das Lesen bezeichnete er als eine fröhliche Wissenschaft, an der man durchaus untergehen könne.)

Beide Vortragenden bilden gewollt oder ungewollt einige Eigenschaften sowohl ihrer eigenen Kunst als auch ihrer Länder ab. Während Esterházy in seiner Festrede und sämtlichen essayistischen Texten überwiegend einen literaturästhetischen, spielerisch zitierenden, postmodernen Sprachgebrauch bedient, bewegt sich Menasse in den Diskursen der sowohl literarischen als auch intellektuellen Felder. Wobei er mit seiner intellektuellen Zugangsweise dem eigenen Vorankommen als Schriftsteller zumindest in Österreich manchmal im Wege steht.¹⁵

Esterházy präsentiert sich als Mensch mit fröhlichen Eigenschaften und Ungarn lässt er all seinen Widersprüchen zum Trotz als fröhliches Land (vor der Wende bekanntlich als „fröhliche Baracke“ Osteuropas genannt) zum Wort kommen. Als Schriftsteller der „Insel der Seligen“ präsentiert sich Menasse als großer Skeptiker und die Lage der Welt sieht er als äußerst problematisch. Gründe zum Lachen findet er darin kaum. Er hebt das Denken und Handeln in historischen Kategorien als das zentrale Problem der Menschheit hervor und somit schaltet er sich in die postmodernen und posthistorischen Debatten der 1990er Jahre auch ein.

Zum Schluss drängt sich eine beinahe abenteuerliche Frage auf: Hätten bedeutende Reformer der literarischen Landschaft der vorangehenden Generationen, wie zum Beispiel auf der einer Seite Robert Musil und Thomas Bernhard, auf der anderen Géza Ottlik und Miklós Mészöly, sich und ihr Land entscheidend anders präsentiert als Robert Menasse und Péter Esterházy? Und wenn nicht so sehr anders, was wären dann die möglichen Gemeinsamkeiten? Welche habituellen Merkmale oder welche *durchmischende Farbe* des jeweiligen Landes ließen sich in ihren Reden festmachen?

Die Vorgänger Esterházy's hätten Ungarn vermutlich ebenfalls heiterer und vor allem historischer beschrieben als die Vorläufer Menasses Österreich. Der Grundton der österreichischen Schriftsteller wäre möglicherweise ähnlich pessimistisch wie jener von Menasse und auch die Problematiken des Nationalsozialismus hätte Thomas Bernhard wahrscheinlich erwähnt. In der Einschätzung der Lage Österreichs in der Welt und der Zukunft der Menschheit wären alle drei sehr skeptisch

gewesen und hätten das Thema, über ihre betont ästhetische literarische Sprache hinaus, mehr psychologisch und philosophisch als historisch abgehandelt. Nach dem Zweiten Weltkrieg die geradezu zwingende Thematisierung des Nationalsozialismus zum einen und der skeptische und ernste Grundton der Sprache zum anderen dürfte ein wesentlicher Bestandteil der österreichischen symbolisch bestimmenden Literatur sein. Thomas Bernhard zieht in seinem Roman *Gehen* folgende Erkenntnis aus der Geschichte:

Wenn wir die Geschichte anschauen, deprimiert vor allem ihre völlige Verstandeslosigkeit, von Geistesschärfe und Geisteskälte ganz zu schweigen. Insofern ist es keine Übertreibung, zu sagen, die ganze Geschichte ist eine völlig verstandeslose Geschichte, wodurch sie auch eine vollkommen *tote* Geschichte ist. [...] Die Geschichte ist eine Geschichtslüge, behaupte ich, sagt Oehler. Aber zurück zum Einzelnen, sagt Oehler. Verstandhaben hieße doch nichts anderes, als mit der Geschichte und in erster Linie mit der eigenen persönlichen Geschichte schlußmachen.

Das betont hypothetisch gemeinte invariante Merkmal, das die Erzählweise ungarischer Schriftsteller ihr Land betreffend adäquat beschreiben würde, kann in einer gewissen Fröhlichkeit der Darstellung des Elends menschlichen Daseins (bei Imre Kertész z. B.) und im historischen Umgang mit dem Stoff verortet werden. Das Ende der Geschichte ist in den westlichen Demokratien bei Weitem nicht erreicht, so lautete Menasses Befund. Nicht nur im Vergleich zu Österreich, sondern europaweit gibt es allerdings wohl kaum ein zweites Land, in dem Geschichte eine so große Rolle spielt wie in Ungarn. In welchem Land erinnert man sich heute zum Beispiel an die Revolution von 1848 dermaßen anhaltend und mit so viel Pathos wie in Ungarn?

Die historisierende Zugangsweise ist in der Eröffnungsrede von Péter Esterházy auch vorhanden. Trotz einer Postmodernität, die seine Literatur charakterisiert, ging auch er in seiner Rede historisch vor, obgleich nicht in gewöhnlicher Form. Dieser seltsame und ausgeprägte Geschichtsbezug hat mit dem österreichischen Leitsatz „Wir haben aus der Geschichte gelernt [...]“ so gut wie nichts zu tun. Die ungarischen Geschichtsbezüge, die heute noch auf Ereignisse, die vor mindestens 1000 Jahren über die Bühne gingen, zurückgehen und von denen etliche Jahr für Jahr offiziell gefeiert, ja gelebt werden, haben eher etwas mit Trauerarbeit, Nostalgie und der Pflege der nationalen Identität zu tun und sehr wenig mit der Aufklärung, geschweige denn dem Pragmatismus des Westens.

Schlussanmerkung

So spekulativ die Folgerungen aus den zitierten Texten auf den ersten Blick erscheinen mögen, sie sind doch angesichts der real bestehenden künstlerischen Nähe Esterházy's und Menasses zu den aufgezählten Vorgängern gar nicht so unwahrscheinlich. Sie sind nicht weit hergeholt, weil dort, wo eine solche künstlerische Nähe zwischen den Akteuren vorliegt oder die Köpfe derart aufeinander abgestimmt sind, die aufgezählten Ähnlichkeiten sehr wohl in den Vordergrund treten können. Natürlich, wäre die Frage etwa auf Oswald Wiener oder Dezső Tandori bzw. ihre Vorgänger bezogen gewesen bzw. wären sie die tatsächlichen Festredner in Frankfurt gewesen und nicht Menasse und Esterházy, so hätte man andere Österreich- und Ungarnbilder erhalten. Doch länderspezifische Eigenschaften ließen sich nichtsdestotrotz auch bei ihnen isolieren. Je mehr Akteure und ähnliche Texte unter die Lupe genommen worden wären, umso differenzierter und adäquater wäre selbstverständlich das erzielte Bild.

Die Bilder wären wiederum teils anders, teils ähnlich gewesen, wenn wir gefragt hätten, wie Lajos Kassák und Robert Müller, die beiden namhaften Repräsentanten der historischen Avantgarde Ungarns und Österreichs, auf der Frankfurter Buchmesse vor etwa 85 Jahren gesprochen hätten, welches Bild sie denn gebracht hätten. Kassák wäre wahrscheinlich ziemlich revolutionär und optimistisch, Robert Müller wäre wiederum stark pessimistisch gewesen angesichts der Gestaltungsmöglichkeiten der Welt durch die Kunst. Eine die beiden Schriftsteller verbindende Eigenschaft wäre zum anderen in ihrem Willen zur Aufhebung der Geschichte, im radikalen Neubeginn weltweit zu erblicken gewesen. Kassák wäre 1922 etwa mit folgender Redeweise an das Publikum getreten: Meine Damen und Herren!

Die Welt reinigt sich im vergossenen Blut, das Chaos fraß die Unbeweglichkeit auf, und der Wirrwarr, den Blinde rings um sich verspüren, ist bereits die primitive Gestalt der kreißenden Ordnung. [...] Und fortan gibt es keine gesonderte Gesellschaft und keine gesonderte Kunst. [...]

Kunst, Wissenschaft, Technik berühren sich an einem Punkt.

Es muß geändert werden!

Es muß geschaffen werden, denn Bewegung heißt Schaffen.¹⁶

Robert Müller hätte sich kurz vor seinem Selbstmord, 1924 etwa in der Weise präsentiert:

Die allgemeine Situation des intellektuellen oder geistigen Menschen in der Gesellschaft ist von vornherein gebrandmarkt und zum Outsidertum verpflichtet. [...] Die zunehmende Kapitalisierung

drückt den geistigen Menschen mit zunehmendem Wachstum der großen Betriebe zu einem noch geringfügigeren Faktor herab, als er es bis jetzt war. [...] Diese Verhältnisse müssen zur geistigen Entropie führen, auch wenn an der Spitze finanzieller Machtschöpfungen die ausdenkbar höchsten Intellekte der Menschheit stünden.¹⁷

Anmerkungen

- 1 Studien entstanden. Ein einschlägiger Band erschien gerade vor Kurzem. Vgl. Károly Csúri – Zoltán Fónagy – Volker Munz (Hg.): *Kulturtransfer und kulturelle Identität. Budapest und Wien zwischen Historismus und Avantgarde*. Wien: Praesens 2008.
- 2 Pierre Bourdieu: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001, S. 168.
- 3 Die zu untersuchenden Texte sollten plangemäß nach dem Kriterium der Bekanntheit, nach ihrer gesellschaftlichen Popularität und Wirkung ausgesucht werden; also erst wenn sie über das Ausmaß der feldinternen Anerkennung hinausgehen, werden sie Gegenstand der Studie.
- 4 Mehr zum Thema Lajos Kassák und der Wiener Avantgarde der 1920er Jahre in Zoltán Péter: *Die Sprache der Positionen. Die Auswirkung des Exils auf die ungarische historische Avantgarde – Wien 1920–1926*. Wien: Phil. Diss. 2008.
- 5 Andrea Kunne: *Postmoderne contre cœur. Stationen des Experimentellen in der österreichischen Literatur*. Studien: Innsbruck (u. a) 2005.
- 6 Vgl. URL: Buch.de (08.08.2009) http://www.buch.de/buch/06634/251_postmoderne_contre_coeur_edition_brenner_forum_band_1.html
- 7 Der vollständige Text ist zu lesen in: URL (09.02.2009): <http://www.frankfurt.matav.hu/nemet/live2.htm>
- 8 Johann Gottfried Herder: Finnen, Letten und Preußen. In: Ders.: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. 4. Teil, 16. Buch. Kap. 2. In: textlog.de. Historische Texte & Wörterbücher. URL (09.02.2009): <http://www.textlog.de/5665.html?print>
- 9 Robert Menasse: ‚Geschichte‘ war der größte historische Irrtum. Rede zur Eröffnung der 47. Frankfurter Buchmesse 1995. In: Ders.: *Hysterien und andere historische Irrtümer*. Wien: Sonderzahl 1996, S. 23 (S. 21–97).
- 10 Ebd., S. 27.
- 11 Ebd., S. 28.
- 12 Ebd., S. 28.
- 13 Ebd., S. 31.
- 14 Ebd., S. 32.
- 15 Vgl. Verena Holler: *Felder der Literatur. Eine literatursoziologische Studie am Beispiel von Robert Menasse*. Wien (u.a.): Peter Lang (Deutsche Sprache und Literatur) 2003.
- 16 Lajos Kassák – László Moholy-Nagy (Hg.): *Buch neuer Künstler*. Wien: Julius Fischer 1922, Einleitung.
- 17 Robert Müller: Der Untergang des Geistes. In: *Künstlerhilfe Almanach der Literaria*. 1924, S. 87–96 (84–96).